

Max Fuchs

Interkultur oder Leitkultur? Herausforderungen für die Praxis **Vortrag bei der Fachtagung „Interkulturelle Regionalentwicklung“**

am 03.11.2006 in Passau

1. Vorbemerkung

Im Untertitel meines Vortrages ist zwar die Praxis erwähnt, auf die sich in irgendeiner Weise meine Ausführungen beziehen sollen, doch werde ich mich überwiegend mit eher theoretischen Fragen auseinandersetzen. Dahinter steckt zum einen die Überzeugung, dass nichts so praktisch ist wie eine gute Theorie; zum anderen könnte es durchaus sein, dass gerade im Bereich der interkulturellen Arbeit eine gut funktionierende Praxis eher eine Herausforderung für eine Theorienbildung ist, die sich schwer damit tut, geeignete Begriffe zu finden, die dieses Funktionieren auch erklären kann. Ich werde auch nicht unmittelbar auf das Thema der Regionalentwicklung eingehen, obwohl Entwicklung nicht bloß von Anfang an in dem Kulturbegriff mitgedacht wird, sondern wir zwischen 1988 und 1998 eine Weltdekade zu dem Thema „Kultur und Entwicklung“ hatten, die zu einer umfassenden theoretischen Diskussion, aber auch zu vielfältigen Praxisprojekten geführt hat. Gerade im Moment scheint es außerdem so zu sein, dass die Arbeit an Begriffen ausgesprochen wichtig ist, weil in der Politik umfangreiche Konsultationsprozesse laufen, bei denen es nicht unwichtig ist, auf welche Grundbegriffe sich diese stützen: So hat die Bundeskanzlerin zu einem Integrationsgipfel eingeladen, der Bundesinnenminister führt Islam-Konferenzen durch und im Bundestag steht die nationale Ratifizierung der UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt an. All diese Themen haben sehr viel mit der Frage der Interkultur, also mit der Frage der Pluralität von Kulturen zu tun, so dass es sich lohnt, sich ein wenig intensiver mit den Grundbegriffen zu befassen.

Meine erste These ist daher: *Die Praxis braucht Wissenschaft und Politik, denn beide haben es sowohl mit allgemeinen Grundlagen als auch mit Rahmenbedingungen einer jeweils konkreten Praxis zu tun. Eine falsche Theorie und falsche Begrifflichkeiten führen zu falscher Politik und richten daher in der Praxis Schaden an.*

2. Probleme mit dem Kulturbegriff

Um das Anliegen der hier mit Mittelpunkt stehenden Praxis zu erfassen, sind unterschiedliche Begriffe im Gebrauch.

Interkultur ist einer dieser Begriffe, der sich offensichtlich im Wettbewerb unterschiedlicher Angebote in den letzten Jahren zunehmend durchgesetzt hat. „Interkultur“ bedeutet wörtlich, dass etwas *zwischen* etwas stattfindet. Es findet eine Begegnung statt, wobei unterstellt wird, dass es zumindest zwei von einander getrennte Bereiche sind, die nunmehr aufeinander zugehen. Ein beliebtes Bild in diesem Kontext ist das der Brücke. So hat der Generalsekretär der Vereinten Nationen eine Gruppe von so genannten „eminent persons“, weltweit angesehene Personen, bei denen man eine Unabhängigkeit des Denkens voraussetzen kann, eingeladen, um über die Zukunft nachzudenken. Herausgekommen ist die Denkschrift „Brücken in die Zukunft“.

So beliebt dieses Bild der Brücke auch ist, so muss man sich klar machen, dass eine Brücke zwei Bereiche miteinander verbindet und gerade über das, was zwischen diesen beiden Bereichen ist („inter“), hinweggeht. Dabei könnte es durchaus sein, dass gerade dieser Zwischenbereich der spannendste ist, weil hier möglicherweise die Entwicklungsimpulse ausgelöst werden, die großen Einfluss auf die zu verbindenden beiden Bereiche haben.

Bevor ich etwas kritischer diesen Begriff der Interkultur beleuchte, muss zunächst einmal etwas Positives festgestellt werden: Das Positive besteht darin, dass man zumindest von zwei Bereichen, von zwei Kulturen ausgeht, die miteinander verbunden werden sollen. Das klingt möglicherweise banal. Es ist allerdings ein erster wichtiger Schritt zu einem pluralen Verständnis von Kultur. Ein zentrales politisches Problem besteht nämlich heute darin, genau diese Vielfalt von Kulturen anzuerkennen. Und ein noch größeres Problem besteht darin, eine gewisse Gleichwertigkeit dieser Kulturen zu akzeptieren. Diese Schwierigkeit mit einem pluralen Kulturverständnis in Deutschland überrascht ein wenig, denn in der internationalen Kulturpolitik ist der Begriff der kulturellen Vielfalt im Moment der unangefochtene Leitbegriff, der so wichtig ist, dass man sogar eine eigene UNO-Konvention dafür entwickelt hat.

Schaut man sich die Geschichte des Kulturbegriffs an, so muss diese Erkenntnisschwierigkeit mit der Pluralität von Kulturen verwundern. Wie viele andere politische, wissenschaftliche und philosophische Begriffe ist der Kulturbegriff in der so genannten Sattelzeit zwischen 1770 und 1810 eingeführt worden. Sein Urheber ist der Philosoph Herder, dem wir die Entdeckung verdanken, dass der Mensch auf sehr viele verschiedene Weisen sein

menschliches Leben gestalten kann. Das Revolutionäre kann man vielleicht heute gar nicht mehr erkennen. Man muss sich daher daran erinnern, dass es unhinterfragte Wahrheit seinerzeit war, dass man nur auf eine einzige Weise menschlich leben kann, nämlich auf eine europäische Weise. Daher war die These, dass man in den anderen Erdteilen ebenfalls menschlich leben kann, obwohl diese Lebensformen sich doch deutlich von den europäischen unterschieden, durchaus revolutionär. Zur Beschreibung dieser Vielfalt brauchte Herder einen Begriff. Und dieser Begriff war der Begriff der *Kultur*, der also seit seiner Einführung Unterschiede und Differenzen markierte. „Kultur“ war von Beginn an ein pluraler Begriff. Dass Herder „Kultur“ außerdem im Sinne einer „Lebensweise“ eingeführt hat, macht ihn gleichzeitig zum Erfinder des so genannten weiten Kulturbegriffs, der bis heute der UNESCO zugrunde liegt.

So wichtig dieser Fortschritt bei der Entdeckung der Pluralität von Kulturen war, so hatte Herder ein bestimmtes Problem mit dem Kulturbegriff seinerzeit noch nicht erkannt, die Tatsache nämlich, dass sich Kulturen ständig nicht bloß im Austausch, sondern auch in Bewegung befinden. Herder dachte seine einzelnen Kulturen nämlich durchaus als homogen und als statisch. Ulrich Beck bezeichnet solche Begriffe, bei denen etwas, was eigentlich in ständiger Bewegung ist, aber begrifflich als fest, statisch, monolithisch betrachtet wird, als Container-Begriffe. Wir finden übrigens dasselbe Problem noch in jüngeren Texten der UNESCO. Die UNESCO hat inzwischen zwei Weltberichte zur Kultur herausgebracht. Im Vorwort zu dem zweiten Weltbericht aus dem Jahre 2000 findet man im Vorwort eine Abkehr von dem bis dahin gültigen Bild, wie man Kulturen beschrieben hat. Man benutzte nämlich früher das Bild eines Mosaiks, das sehr schön die Vielfalt von Kulturen zum Ausdruck bringt. Man entdeckte dann allerdings, dass die kleinen Steine, aus denen ein Mosaik zusammengesetzt ist, wiederum nur statische Gebilde sind. Daher schlägt man ein neues Bild vor, das dieses Statische überwinden will, und spricht von Kultur als einem Fluss.

Meine zweite These lautet also: *Kulturen sind vielfältig und ständig in Bewegung und in einem wechselseitigen Austauschprozess.*

Aber wie soll man dies beschreiben? In den 60er und 70er Jahren hat man den Begriff der *Multikultur* verwendet. Auch damit war zunächst mal eine positive Erkenntnis verbunden, die etwas mit den Vereinigten Staaten zu tun hat: Dort benutzt man bis dahin das Bild von einem Schmelztiegel: Menschen aus allen Ländern kommen in die Vereinigten Staaten, bringen ihre kulturellen Dispositionen mit, die dann in den USA zu einer einheitlichen Kultur zusammenfließen. Der Begriff der Multikultur räumte mit diesen etwas idealistischen

Vorstellungen von Kulturentwicklung auf und unterstellte, dass über alle noch so intensiven Kulturbegegnungen hinweg trotzdem eine Vielfalt von Kulturen weiterhin identifizierbar bleibt. Ebenso wie die Vereinigten Staaten ist Kanada ein klassisches Einwanderungsland. Dort hat man Anfang der 70er Jahre zu diesem Problemkomplex das erste Gesetz verabschiedet, bei dem Multikultur als ein Rechtsanspruch verbindlich festgelegt worden ist. Kritisiert wurde und wird dieser Begriff der Multikultur bis in die heutige Zeit unter anderem deswegen, weil man ihm Kulturrelativismus und eine Beliebigkeit gegenüber den unterschiedlichen kulturellen Ausprägungen vorwirft. Dies geschieht heute etwa im Rahmen der so genannten Leitkulturdebatte, in deren Verlauf man darauf insistiert, dass eben nicht alle kulturellen Ausprägungen, dass nicht alle Kulturen ethnischer Minderheiten eine gleiche Wertigkeit in einem Land haben dürfen. Man muss vielmehr eine bestimmte Mehrheitskultur unterscheiden, die einen gewissen Führungsanspruch gegenüber den anderen Kulturen hat. Dabei gehen die unterschiedlichen Länder sehr unterschiedlich mit dieser Frage um: Für Frankreich war das Vorhandensein einer Leitkultur so selbstverständlich, dass es noch nicht einmal einen derartigen Begriff geben musste. Denn das gesamte hierarchisch gegliederte Bildungswesen hat nichts anderes getan, als das französische Verständnis von „Civilisation“ zu vermitteln. In England bahnt sich offensichtlich zur Zeit eine ähnliche Leitkulturdebatte wie in Deutschland an, weil die Labour-Regierung sich damit auseinandersetzt, dass die bisherige Integrationspolitik, die durchaus Respekt vor den einzelnen Kulturen ethnischer Minderheiten hatte, nicht zu funktionieren scheint. Bei dieser Debatte ist allerdings der wesentliche Unterschied zwischen Deutschland auf der einen Seite und Großbritannien und Frankreich auf der anderen Seite festzuhalten: Die beiden letzten Staaten sind ehemalige Kolonialmächte, so dass es sich bei den ethnischen Minderheiten nicht bloß um Menschen aus ehemaligen Kolonien handelt, sondern außerdem auch um Menschen, die über die jeweilige Staatsangehörigkeit bereits verfügen. Die deutsche Leitkulturdebatte hat dagegen damit zu tun, dass man sich nach dem Verabschieden eines liberaleren Zuwanderungs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes im vorletzten Jahr nunmehr damit auseinandersetzen muss, dass die Kulturen ethnischer Minderheiten nicht einfach etwas Fremdes sind, dem man etwas Eigenes entgegen setzen kann, sondern dass es sich nunmehr um Kulturen auch von deutschen Staatsangehörigkeiten handelt, die also zu Recht den Anspruch erheben, nicht mehr Fremdes, sondern Eigenes sein zu wollen. Meine dritte These lautet daher: *Leitkulturdebatten sind Debatten der Verunsicherung, sie sind zudem Debatten der Unfähigkeit, sowohl Prozesse der Entwicklung als auch der Pluralität zu akzeptieren.*

All diese Fragen wurden in Deutschland in früheren Jahren unter dem Stichwort „Ausländerpädagogik“ behandelt. Man machte den formaljuristischen Aspekt der Staatsangehörigkeit zu einem inhaltlichen Problem. Heute ist der Begriff der Interkultur, etwa bei der Rede von einer interkulturellen Erziehung, verbreitet. Aber auch dieser Begriff ist in die Kritik geraten in einer Weise, wie ich sie oben vielleicht angedeutet habe, so dass als aktuellster Begriff der Vorschlag von Wolfgang Welsch geprüft wird, nämlich über „Transkultur“ zu reden. Man kann daher die These formulieren: *Der Streit über die richtige sprachliche Erfassung kultureller Prozesse geht weiter. Es gibt dabei immer nur vorläufige Lösungen.*

3. Kunst als universelle Sprache?

Interkulturelle Arbeit kann natürlich auf vielfältige Weise geschehen: Durch touristische Aktionen, durch Sport, durch Politik. In unserem Kontext geht es um eine interkulturelle Kulturarbeit. In dem Ausschreibungstext zu dieser Veranstaltung heißt es hierzu: „Kulturelle Bildung entwickelt sich auf der Basis nonverbaler, emotionaler, körper- und bewegungsorientierter Ausdrucksformen“. Es wird zugleich auf die Möglichkeit hingewiesen, dass man gerade in den Künsten eine universelle Sprache hat, die Kommunikation auf nonverbale Weise gestattet. Dies ist etwa auch die Grundidee des so genannten Berliner Appells des Deutschen Musikrates, der dies als Stärke gerade der Kunstform Musik zum Ausdruck bringt.

Diese These ist so selbstverständlich in unserem Arbeitsfeld, dass man zu selten daran denkt, zu überprüfen, ob sie überhaupt richtig ist. Schaut man in die Soziologie, etwa in die Soziologie der feinen Unterschiede von Pierre Bourdieu, dann muss man die These der Universalität künstlerischer Sprachen vehement verneinen. Kultur und Kunst sind nämlich gerade nicht die Medien der Integration, sondern sie sind die effektivsten Medien der Unterscheidung. Dies gilt speziell für die Künste, es bilden sich sehr rasch über ästhetische Präferenzen so genannte Geschmacksgemeinschaften in der Gesellschaft, die sich ganz deutlich voneinander unterscheiden und bei denen es wenig Gemeinschaftlichkeit zwischen den unterschiedlichen Mitgliedern gibt. Man muss zur Kenntnis nehmen, dass ästhetische Präferenzen zum einen sehr früh im Menschen angelegt werden und auch zu den Bereichen der Persönlichkeit gehören, die sich im weiteren Fortgang des Lebens kaum verändern. Dass Musik gerade kein universelles Kommunikationsmittel ist, kann man relativ rasch an sich

selbst erkennen, wenn man sich Musik anderer Kulturkreise anhört. Es ist sogar noch nicht einmal nötig, die Grenzen des eigenen Landes zu verlassen. So ist der dominierende Musikgeschmack in Deutschland immer noch relativ fest im 19. Jahrhundert verankert, so dass jemand, der eine entsprechende musikalische Sozialisation hatte, größte Schwierigkeiten empfindet, zeitgenössische Musik zu genießen. Die Vielfalt unterschiedlichster Jugendkulturen kommt u.a. auch darin zum Ausdruck, dass man sich auf der Basis einer profunden Sachkenntnis über unterschiedlichste Stilrichtungen populärer Musik ausgesprochen vehement von den Stilen anderer Jugendkulturen unterscheiden will.

Die jeweiligen Geschmackspräferenzen sind also ausgesprochen tief in unserer Persönlichkeitsstruktur verankert. Ein Grund hierfür findet sich etwa auch in der Tatsache, dass sich gerade ästhetische Präferenzen und Geschmacksformen quasi im gesamten Körper des Menschen eingraben und so den Habitus prägen. Das heißt insbesondere, dass es weniger der bewusste Teil des menschlichen Lebens, sondern eher die unbewussten und vorbewussten Teile sind, der Körper also insgesamt von den ästhetischen Wahrnehmungsformen imprägniert wird.

Nachdem ich nun so viele Gründe dafür angeführt habe, warum interkulturelle Kulturarbeit aus theoretischen Gründen gar nicht funktionieren kann, muss ich mich mit dem Widerspruch auseinandersetzen, dass sie in der Praxis natürlich sehr wohl funktioniert. Woran könnte dies liegen?

Meine These ist, dass die idealistische Autonomie-Ästhetik, sowie sie von Kant und in Anschluss daran von Schiller entwickelt worden ist, im Grundsatz richtig ist. Zur Erinnerung: Kant spricht im Zusammenhang von Kunst und Ästhetik von einer Zweckmäßigkeit ohne Zweck. Dahinter steckt die Überlegung, dass im Bereich des Ästhetischen die unterschiedlichen Vermögen des Menschen frei miteinander spielen können, der Mensch also im Ästhetischen handlungsentlastet aktiv werden kann. Genau dies hat Schiller dann später zu einer politischen Theorie ausgearbeitet. Denn seine Überlegung war, dass der Mensch in der ästhetischen Praxis Freiheit erleben kann. Schiller hatte die Hoffnung, dass diese Freiheit vielleicht irgendwann einmal aus dem Ästhetischen hinaus ins Politische überschwappt, weil die Menschen das Handeln in Freiheit als ausgesprochen lustvoll erlebt haben. Genau dies wird heute auch von den Neurowissenschaften gestützt. Denn diese haben herausgefunden, dass das Gehirn darauf angelegt ist, in diesem „freien Spiel der Kräfte“ ständig Neues zu konstruieren. Diese Konstruktionstätigkeit wird zusätzlich dadurch belohnt, dass Endorphine ausgeschüttet werden.

Die These lautet also: *Interkulturelle Kulturarbeit funktioniert also deshalb, weil es zu dem Modus der ästhetischen Erfahrung gehört, sich auf Fremdheitserfahrungen einlassen zu können, ohne Sanktionen zu fürchten.* Genau dies ist der Erfahrungsmodus, in dem wir uns mit einer fremdartig empfundenen Kunst durchaus genussvoll konfrontieren können: Wir können uns in diesem zweckfreien Raum auf die Zweckmäßigkeit von vielleicht ungewöhnlichen Konstellationen von Farben, Formen und Tönen einlassen. Dieser Ansatz erlebter Freiheit wird zudem unterstützt durch die pädagogischen Prinzipien von Kulturarbeit, die darauf angelegt sind, Menschen zu ermutigen und nicht zu sanktionieren. Kulturelle Bildungsarbeit in diesem Verständnis knüpft an die Stärke der Menschen an und weist sie nicht ständig auf ihre Schwächen hin.

Die These lautet: *Interkulturelle Kulturarbeit funktioniert nicht wegen der Universalität ästhetischer Kommunikation, sondern trotz der Abgrenzungstendenzen, die ihr nachweislich innewohnen. Sie funktioniert aus zwei Gründen: Weil der Modus ästhetischer Wahrnehmung handlungsentlastet ist und daher Freiheit auszuleben gestattet. Und weil eine kluge und sanktionsfreie Kulturpädagogik diese Möglichkeit des Sich Öffnens pädagogisch unterstützt.*

Die Unterstützung der Neurowissenschaften für einen solchen Ansatz gehen übrigens noch ein wenig weiter. So gilt als erwiesen, dass all das, was die Beziehungsfähigkeit des Menschen stärkt, auch gut fürs Gehirn ist. Es geht hierbei um Beziehungen des Menschen zu sich, zu anderen, zur Natur. Wenn man sich daran erinnert, dass eine Definitionsmöglichkeit für Bildung die Herstellung eines bewussten Verhältnisses zu sich, zu anderen, zur Geschichte, zur Natur und zur Kultur ist, so stellt man hier eine große Übereinstimmung fest. Die Schlussfolgerung ist, so früh wie möglich Gelegenheiten zu schaffen, diese Beziehungsfähigkeit zu stärken: also Achtsamkeit, Toleranz, Wertschätzung und Einfühlungsvermögen als Leitlinien kulturpädagogischer Arbeit ernst zu nehmen. Dies ist umso notwendiger, weil eine nichtentwickelte Beziehungsfähigkeit zu Angst und Ohnmachtgefühlen führt, auf die der Mensch dann nur noch mit Flucht, Gewalt oder Erstarrung reagieren kann.

4. Identität und Integration als Grundbegriffe

Es kann jetzt hier nicht mehr gezeigt werden, dass man eine ähnliche Begriffsanalyse wie mit dem Kulturbegriff ebenso mit den Konzepten der Identität und Integration durchführen kann und auch muss. Daher hier nur einige wenige Hinweise. Eine Gefahr des Identitätsbegriffes

besteht darin, dass er ebenso wie Kultur als „Container-Begriff“ benutzt wird. Man betrachtet Identität als eine feststehende Sache, die man genau beschreiben kann, die man sich in einem Erziehungsprozess, wie er etwa von Erikson beschrieben worden ist, aneignet und die dann unverändert ein Leben lang stabil bleibt. Ein solches Konzept von Identität ist veraltet und muss durch andere Konzepte ersetzt werden, etwa dem, das von Heiner Keupp entwickelt worden ist, der von Identitätsarbeit und Identitätskonstruktion spricht. Wer sich diese Überlegungen von Keupp genauer ansieht, stellt unschwer fest, dass sie ausgesprochen kompatibel mit Prinzipien der Kulturarbeit sind. Denn gerade in diesem Feld ist es leicht möglich, neue Identitäten auszuprobieren und Experimente mit seinem eigenen Ich zu machen. *Kunst, so schon Robert Musil, ist ein Handeln in Möglichkeitsräumen.*

Auch der Integrationsbegriff ist sehr viel komplexer, als er üblicherweise im politischen Gebrauch erscheint. Es wäre schon viel gewonnen, wenn man unterschiedliche Integrationsarten (politisch, ökonomisch, sozial und kulturell) unterscheidet. Denn dann findet man heraus, dass etwa die Anforderungen an die Gleichheit der Menschen, die integriert werden sollen, ausgesprochen verschieden sind. Während es im rechtlichen Bereich sogar ein Verstoß gegen das Grundgesetz oder die Menschenrechte wäre, wenn man hier Abweichungen von einer Gleichheit zuließe, ist es gerade im Bereich des Kulturellen unabdingbar, von einer Vielfalt, also einer extremen Ungleichheit auszugehen. Daraus folgt, dass Integration jeweils etwas ganz unterschiedliches bedeutet. Gerade im Kulturbereich kann Integration daher nicht bedeuten, dass alle auf ein einheitliches Verständnis von Kultur eingeschworen werden.

Meine abschließende These lautet daher: *Es geht darum, solche Formen von Integration zu ermöglichen, die eine weitgehende Pluralität kultureller Dispositionen auszuleben gestatten.*

Der Autor:

Fuchs, Max, Prof. Dr., Direktor der Akademie Remscheid; Vorsitzender des Deutschen Kulturrates, der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung und des Instituts für Bildung und Kultur; lehrt Kulturarbeit an den Universitäten Duisburg-Essen, Hamburg und Basel.